

Günter Bialkowski

Nachkriegserinnerungen ab 1940



1. **Kriegskindheit und Nachkriegsdeutschland**
2. **Schule und Verschickung**
3. **„Existenzangst“**
4. **Wechsel / Aufbruch**
5. **Altenarbeit und Fazit**

Günter Bialkowski

Nachkriegserinnerungen ab 1940

- 1. Kriegskindheit und Nachkriegsdeutschland**
- 2. Schule und Verschickung**
- 3. „Existenzangst“**
- 4. Wechsel / Aufbruch**
- 5. Altenarbeit und Fazit**

**Herausgeber
Hamelnerbote.de**

Mit freundlicher Genehmigung des Autors

Vorwort

Günter Bialkowski hat vom 11.3.2023 bis zum 26.10.2025 rund 160 Gastbeiträge beim Hamelner Boten zu aktuellen, meist überregionalen politischen Ereignissen geschrieben. Grundlage waren zumeist die Veröffentlichungen in der DEWEZET. Das vorliegende Heft ist eine persönliche Erlebnisschilderung seiner Erfahrungen als Zeitzeuge der jüngeren deutschen Geschichte. Sie geben Einblicke in prägende Lebensereignisse eines Menschen, der mit seinen Beiträgen die Berichterstattung beim Boten mit seinen politischen Einschätzungen und Bewertungen bereichert hat.

Mir ist an dieser Stelle ein herzliches Dankeschön für die Einblicke in das schwere Leben als Kind der Kriegszeit wichtig. Danke auch für die vielen aktuellen Denkanstöße zu Themen unserer Gegenwart.

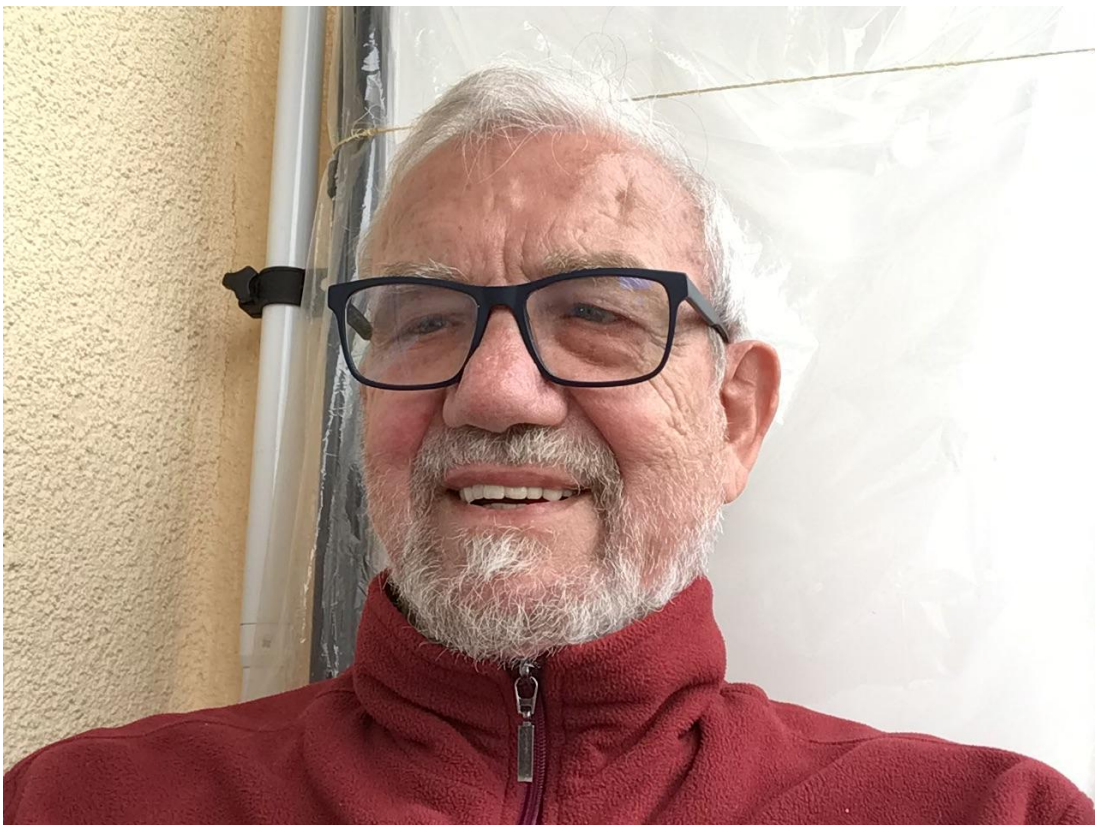


Foto: Günter Bialkowski im Jahr 2022

Mit freundlichen Grüßen
Ralf Hermes

Beitrag 1: Kriegskindheit und Nachkriegsdeutschland



**Zeitzeugenbericht:
Kriegskindheit und Nachkriegsdeutschland
aus eigenem Erleben.**

Günter Bialkowski



Hamelnerbote.de (28.06.2025)

Der Gastbeitrag von Günter Bialkowski [„Ist die AfD eine Nazi-Partei“](#) hat überdurchschnittlich viele Leser erreicht. Ich habe danach mit Günter vereinbart, dass er auch etwas über sich selber und seine Beweggründe beim Boten zu schreiben berichtet. Hier der erste Teil:

Lieber Günter, magst du dich mal selbst kurz beschreiben. Wo kommst du her, wo lebst du? Wer ist der Mensch, der hier regelmäßig Gastbeiträge zum Nachdenken beim Boten bereitstellt?

„Meine Heimat ist das Ruhrgebiet. Im Februar 1937 in eine Arbeiterfamilie Gelsenkirchens hinein geboren, Vater arbeitete im Kesselhaus der Zeche Alma, ist mir das Arbeitermilieu „Auf Kohle geboren“ in die Wiege gelegt. Meine Mutter durfte ich nur kurze Zeit behalten. Sie starb 1940 an Tuberkulose, die damals im Ruhrgebiet grassierte und viele Menschenleben forderte, ich war knapp vier Jahre alt. Die Nazis waren im Reich fest etabliert und wie man heute weiß, griffen intern schon die Kriegsvorbereitungen auf den Überfall auf Polen.

1940/41, als schon die ersten Bomben Gelsenkirchen erreichten, bekamen ich und mein drei Jahre älterer Bruder noch völlig unter Schock stehend, vom Roten Kreuz des Reiches eine Pappe mit einer Zahl umgehängt und ab ging es in die Kinderland-Verschickung zunächst nach Niederbayern, später

nach Oberbayern, nahe der Grenze zu Tirol, die allerdings nicht existierte. Hier im Inntal-Dreieck waren ca. 1.000 Kinder z. T. mit ihren Müttern evakuiert. Wir lebten mit einer jungen Stiefmutter, die Vater noch kurz vor seiner Einberufung geheiratet hatte. Sie war uns völlig fremd, aber das interessierte damals niemanden. Sie war kein guter Mensch – nur mit Grauen erinnere ich mich an diese Zeit. Wir waren Halbwaisen, in Wirklichkeit waren wir gefühlt Vollwaisen, denn von 1941 bis Ende 1949 lebten wir ohne Eltern und Verwandte mit ständig wechselnden Bezugspersonen. Vater half als Soldat der Wehrmacht auf dem Balkan bei der Partisanenbekämpfung. In diesem Umfeld lebten wir gemieden von den Einheimischen, gingen zur Schule, wenn es denn mal keine Tieffliegerangriffe gab. Zum Schluss unterrichtete uns ein junges BDM-Mädchen in ihrer Uniform.

Die Stunde Null erlebte ich in Oberbayern, sah hier zum ersten Mal furchtbar abgemagerte, in Lumpen gehüllte Menschen. Später begriff ich, dass es umherirrende KZ-Häftlinge, wohl auch Juden waren, die ihren Todesmärschen entkommen waren. Und ich sah erstmalig farbige Amerikaner, die freundlich waren und uns Schokolade, Apfelsinen und Bananen schenkten. Um unser Haus herum kurvten mehrere Wochen US-Lastwagen auf der Suche nach Nazi-Militär, das aus Italien kommend sich hier in den Bergen verbergen wollte. Unsere Heimreise ins zerstörte Ruhrgebiet erfolgte im September 1945 im Viehwaggon. Sie sollte mehrere Wochen dauern, denn die Bahnhöfe waren fest in den Händen der feiernden, betrunkenen Sieger. Beängstigend waren besonders für Frauen/Mütter die Nächte, da kam es zu Vergewaltigungen. Immer wieder wurden unsere Waggons auf Abstellgleise geschoben und manchmal auch vergessen.

Zuhause angekommen, war unsere Straße in GE-Ückendorf unbeschädigt, aber von Bombengeschädigten besetzt. Innerlich hatten wir längst kein Zuhause mehr, aber wem konnten wir unser Leid schon klagen? Später sollten einige private AutorInnen vom Leid der verlorenen Kinder schreiben. Aller Anfang war schwer, ich war inzwischen neun, Bruder Hans 12 Jahre. Wir hatten auf Grund unserer Erlebnisse und schlechten Erfahrungen während all der Gräuel die Wahl entweder kriminell zu werden oder weiter passiv zu leiden. Behörden oder staatliche Fürsorge Fehlanzeige, alles war in Auflösung, manchmal empfand ich die Wirklichkeit direkt nach 1945 bis Anfang der 1950er Jahre genauso grausam wie den Krieg selber. Besonders weil unser eigenes Ich erwachte und wir psychisch langsam unsere Lage erfassten und moralisch unsere unmittelbare Umwelt zu beurteilen

begannen. Alles, was auch nur im entferntesten Sinne nach Liebe oder Fürsorge hätte aussehen können, war uns fremd. Jeder kannte nur noch sich selbst. Überleben war angesagt, das mussten wir Kinder sozusagen im Schnelltest lernen und anwenden. Von einer behüteten Kindheit, wie wir sie heute unseren Kindern und Enkelkindern bieten können, waren wir meilenweit entfernt. Es folgten vier Jahre Katholisches Waisenhaus an der Ah-Str. GE-Mitte. Die Stiefmutter war an einem Kaiserschnitt verstorben. Auch hier kämpften wir gegen Hunger und Kälte, es gab kaum Kleidung, noch weniger zu essen. Aber hier gab es keine Prügel und die Ordens-Schwestern waren gut zu uns, und nur das zählte.

Unsere ziellose Odyssee durch Kriegs- und Nachkriegszeit ging Ende 1949 zu Ende. Ein abgemagerter, fremder Mann, der sich als unser Vater vorstellte, betrat die Bühne. Tito, der sich in Jugoslawien vom Partisanenführer zum Staatschef emporgearbeitet hatte, hat viele deutsche Kriegsgefangene bis 1949/50 in den Bergwerken arbeiten lassen und schließlich entlassen. Nun war er da und wollte seine Rolle als Vater wieder einnehmen. So als sei nichts gewesen. Mit der Entfremdung, die mit einer kaum beschreibbaren Kälte, ja mit Misstrauen unterlegt war, hatten wir noch Jahre zu kämpfen. Mir selber dämmerte immer mehr: Das, was ich und mein Bruder, unsere ganze Kindergeneration damals erlebt haben, darf sich nie mehr wiederholen.

Und so begann am 15. September 1949 mit der Wahl von Dr. Konrad Adenauer zum ersten Bundeskanzler der jungen Bonner Republik, ein Neuanfang in Deutschland. Allgemeine Stimmung, noch ohne Umfrage-Institute: ein Gemisch aus Resignation, niemand wollte Nazi gewesen sein, Verdrängung. Mit den ersten hoffnungsvollen Erwartungen begann auch das große kollektive Schweigen. Was gewesen war, sollte für Jahre in ein gesellschaftliches Tabu konserviert werden. Es war aber auch die Zeit, in der sich das „Nie Wieder“ als kollektive Erfahrung eines geschundenen und in die Irre gelaufenen Volkes bildete! Allerdings – nicht alle sahen das so. Ein nicht unerheblicher Teil blieben ihrer toxischen Naziideologie treu und beeinflussten das sich neu entwickelnde demokratische Leben je nach Stellung, auf der sie Kanzler Adenauer beließ. Allen Widerständen zum Trotz berief sich Adenauer immer wieder auf die Erfahrung und Kontinuität seiner Alt-Nazis, auf die er nicht verzichten wollte!

Heute lebe ich mit meiner Frau in Hameln, die ruhige und schöne Mittelstadt im Weserbergland ist seit 2018 unsere Wahlheimat. Meine Erfahrungen als Kind und Heranwachsender haben mich geprägt. Bin seither ein kritischer

Mensch geworden. Anders als Angela Merkel, die laut deutscher Presse alles vom Ende her bedacht hat, bedenke ich auch immer den Vorlauf! Und in Bezug auf das Anwachsen der AfD auf 23 Prozent seit 2015 haben wir allen Grund auch wg. unserer jüdischen Minderheiten auf die Vorgeschichte zu achten.

So Sorge ich mit meinen Beiträgen im Hamelner Bote auf meine persönliche Art dafür, dass die Zeit damals nicht vergessen wird und sie einigermaßen authentisch rüberkommt. Nicht zuletzt deshalb stelle ich mich gern diesem Interview. Wobei ich mir wünsche, dass möglichst viele unserer jungen Menschen dieses Interview lesen und begreifen, was sie z.B. mit unserer Demokratie alles verlieren würden, wenn sie nicht aktiv für sie eintreten werden.

Günter Bialkowski



Beitrag 2: Schule und Verschickung



Lieber Günter, dein persönlicher Zeitzeugenbericht (Nr. 1) zur Kriegskindheit weckt Interesse an weiteren Erlebnissen/Erfahrungen aus der Zeit.

Magst du uns noch etwas zur Schulzeit oder zur Ausbildungszeit aufschreiben. Wie war der Umgang mit den Lehrern damals. Wie wurde man als junger Auszubildender angeleitet?

Antwort:

Um die Fragen nach Schulzeit und Ausbildungszeit beantworten zu können, lieber Ralf nehme ich dich und die interessierte Leserschaft mit in die Zeit Niederbayerns um 1941 bis 1945. Damals war Bayern nicht das reiche Land wie wir es heute kennen. Obwohl gerade Niederbayern ein Agrarland war. Dennoch musste es viele Evakuierte aufnehmen. Ich war getrennt von meinem Bruder bei einem Tagelöhner-Hof untergekommen. Der Hausherr war in der Nähe bei einer Textilfirma wohl als Näher für braune Naziuniformen beschäftigt. Das habe ich deshalb abgespeichert, weil ich von ihm eine kurze Knabenhose aus braunen Stoffresten maßgeschneidert geschenkt bekommen habe. Ich hätte sonst keine Hose mehr gehabt. Hier, bin ich wohl eingeschult worden. Wo die Schule war, weiß ich nicht mehr,

jedenfalls weiter weg, musste viel laufen und auch an die Lehrerschaft kann ich mich nicht erinnern. Haften geblieben ist, dass der kleine Hof sehr einsam in der Landschaft lag und nur eine Kuh im Stall hatte. Und die Milchmenge und ob daraus Butter gemacht wurde, wurde von der Partei streng kontrolliert. Es herrschte Not, alles war rationiert. Eines Tages bemerkte ich etwas versteckt an einem Scheunentor genagelt ein kleines geschlachtetes Tier. Es sah aber eher nach einem Hund denn nach einem kleinen Kalb aus. Und dieses Tier haben wir dann alle gegessen.

Von hier ging es dann zusammen mit Bruder Hans weiter nach Oberbayern ins Inntal. Am Auerbach bei Niederaudorf fanden wir eine Bleibe, die Stiefmutter, eine junge Frau, von ihrer Rüstungsfirma in Leipzig freigegeben, war nun für die nächsten Jahre unsere einzige Bezugsperson. Wie ich schon sagte, sie war kein guter Mensch, das sollten wir alsbald zu spüren bekommen. Neben den Tieffliegerangriffen der Amerikaner ging nun von dieser Frau eine ständige Gefahr aus! Ob aus Überforderung oder Kalkül ihre einzige Erziehungsmethode bestand aus Drohen, Angstmachen und Prügeln. Mit anderen Worten, wir beide – Bruder und ich waren ihr schutzlos ausgeliefert. In Folge unserer isolierten Lebensweise, die sie so einrichtete, getrennt von den einheimischen Bauern, die aber auch Evakuierte mieden, gab es nun für uns außer dem Schulbesuch in Niederaudorf keine andere Kontaktperson, Anlaufstelle oder Kinderspielen. Man sollte heute allerdings wissen, dass die damalige Zeit hart und zum Teil sehr brutal war. Prügelnde Eltern und Lehrer gab es bis in die 50er Jahre. Man sprach einfach nicht darüber! Wie formulierte es der Führer einmal: „Die deutsche Jugend muss hart wie Kruppstahl u.s.w. ...“ ich glaube einige kennen noch Text und Ton als auch den ins Mikrofon schreienden Führer. In der Schule in Niederaudorf gab es offenbar zwei Klassen in der alle Kinder, Mädchen und Jungen, Evakuierte und Einheimische, gemeinsam unterrichtet wurden. Erinnere mich noch genau an einen Tag, es muss etwa im Spätsommer 1944 gewesen sein, wo zwei junge Männer in Braunhemden mit Schulterriemen eine sehr junge Frau in unsere Klasse eskortierten. Alle klatschten Beifall und hoben den rechten Arm zum Gruß. Die Söhne der wenigen reichen Bauern hatten leckere Esssachen zur Begrüßung mitgebracht: Schinken, Käse, Würste und mehr. Mir drehte sich der Magen um, weil ich solche Sachen überhaupt nicht kannte. Jedenfalls war die junge Frau von nun an unsere Lehrerin und manch mal trug sie auch ihre BDM-Kleidung. Doch alsbald gab es keinen geordneten Unterricht mehr, Tieffliegerangriffe erfolgten fast täglich und die Fliegenden Festungen zogen hoch oben am

Himmel mit ihrem monotonen Geräusch ihre weißen Kondensstreifen. Einmal habe ich sogar in der Nähe von Kloster Reisach, wo gerade in einem Gasthof Schule stattfand, einen ersten deutschen Düsenjäger am Himmel gesehen. Der flog so schnell und tief in Richtung Kufstein / Innsbruck, dass der Ami-Jäger ununterbrochen schießend ihn nicht einholen konnte. Ich war so fasziniert, dass ich sogar meine Schutzdeckung im Gebüsch verlassen hatte. Unsere Zeit in Bayern lief im Spätsommer 1945 ab. Am Bahnhof Oberaudorf warteten ein paar Viehwaggons mit einer handvoll frischen Strohs auf uns, das wars. Irgendwo an einer Wand hatte jemand mit weißer Kreide seinen Unmut gepinselt „Preissen raus!“. Dass wir damit gemeint waren, verstand ich erst später.

Über die Reise in das zerstörte Ruhrgebiet und die Anfänge in GE habe ich berichtet. Meine weitere Sozialisation und Ausbildung in GE ist als nächstes Thema.



Beitrag 3: „Existenzangst“

Eine Fortsetzung der Kindheits-/Jugendschilderungen von Günter Bialkowski zur Nachkriegszeit und der Situation im Ruhrgebiet:

Das Jahr 1967 war für mich und meine Heimatstadt GE (Gelsenkirchen) ein Schicksalsjahr. Nach dem Krisenjahr 1966, kam es unter der Arbeiterschaft, den Bergleuten zu heftigen Reaktionen. Der Weltmarkt Steinkohle litt unter Überproduktion und unsere heimische Steinkohle war zu teuer, deshalb kam es zu drastischen Förderkürzungen. Mit anderen Worten es gab Feierschichten, weniger Lohn, weniger Zukunftsperspektive. Zwar dauerte die Kohlekrise schon etwas länger und die Montanbehörde in Brüssel und die Regierung in Bonn bezahlten den Arbeitern die Feierschichten, federten damit die Not der Familien etwas ab. Dennoch, infolge des gleichzeitigen Anreizes für Zechenschliessungen an Arbeitgeber die Kohleförderung zu drosseln, wurden immer mehr Pütz (Förderanlagen) dichtgemacht. Sie bekamen z.T. mehr Ausgleichszahlungen als sie mit der deutschen Steinkohle verdienen konnten. Dies führte zu weiterem Zechensterben. Ersatz-Arbeitsplätze standen nicht zur Verfügung. Selbst Handel und Geschäfte spürten die Stagnation der Gelsenkirchener-Wirtschaft. Es ging die pure Existenz-Angst um! Viele Familien mit Kindern standen plötzlich vor der Frage, wie soll es weitergehen? Dunkle Wolken standen über dem Revier, diese große Bergbaukrise sollte sich später zur Strukturkrise des Ruhrgebiets ausweiten. Ich hatte inzwischen meine Inge geheiratet und der kleine Frank war auch schon da. Das alles stand auf dem Spiel, ich musste mir was einfallen lassen. Doch der Reihe nach.

1950 hatte alles hoffnungsfroh begonnen. Der Wiederaufbau aus Trümmern und Traurigkeit verlief gar nicht so schlecht. Und auch mein Bayernbild verblasste langsam. Da ereignete sich auf der Zeche Dahlbusch die schlagende Wetter-Katastrophe und riss 87 Bergleute in den Tod. GE, NRW, ja die ganze junge Republik trug Trauer! Und dennoch, GE hatte seine Tore weit geöffnet, viele Menschen kamen von überall her. Zechengesellschaften boten Jobs, Akkordlöhne und Unterkunft. Die Bauwirtschaft boomte. Die Hochöfen „Schalker Verein“ zwischen Ückendorf und Bulmke / Hüllen steigerten und erweiterten ihre Produktion. GE hatte schon vor dem Krieg Top-Adressen mit Weltruf. Sie alle hatten z.T. große Bombardierungen hinnehmen müssen, wie Gelsenberg mit den beiden Hydrierwerken in Hassel und Horst. Küppersbusch und die Drahtseilproduktion der Gute Hoffnungshütte im Stadtteil Schalke, wo auch der legendäre Fussballclub S

04 seine Heimstatt hat. In Ückendorf das Gussstahlwerk. Der Zechenverbund Rheinelbe-Alma-Holland, auch GBAG genannt, später RAG u.v.a.m. Auch ich hatte mit etwas Glück bei der Werksbahn Alma Anfang der 50er Jahre anlegen können. Habe mich hier in die Arbeitswelt der Schwerindustrie eingearbeitet, kam mit den Kollegen und der Maloche gut zurecht. Spürte – ich hatte Erfolg, entwickelte Verantwortungsgefühl beim Rangieren und auf der Strecke. In meiner persönlichen Entwicklung gibt es zwei Phasen, die mich weiter brachten, zum einen war es die Zeit im Waisenhaus zum anderen waren es die Jahre hier – meiner Sozialisation und abschließenden Ich-Findung. Meine beiden Bergmannsbücher halte ich noch heute in Ehren.

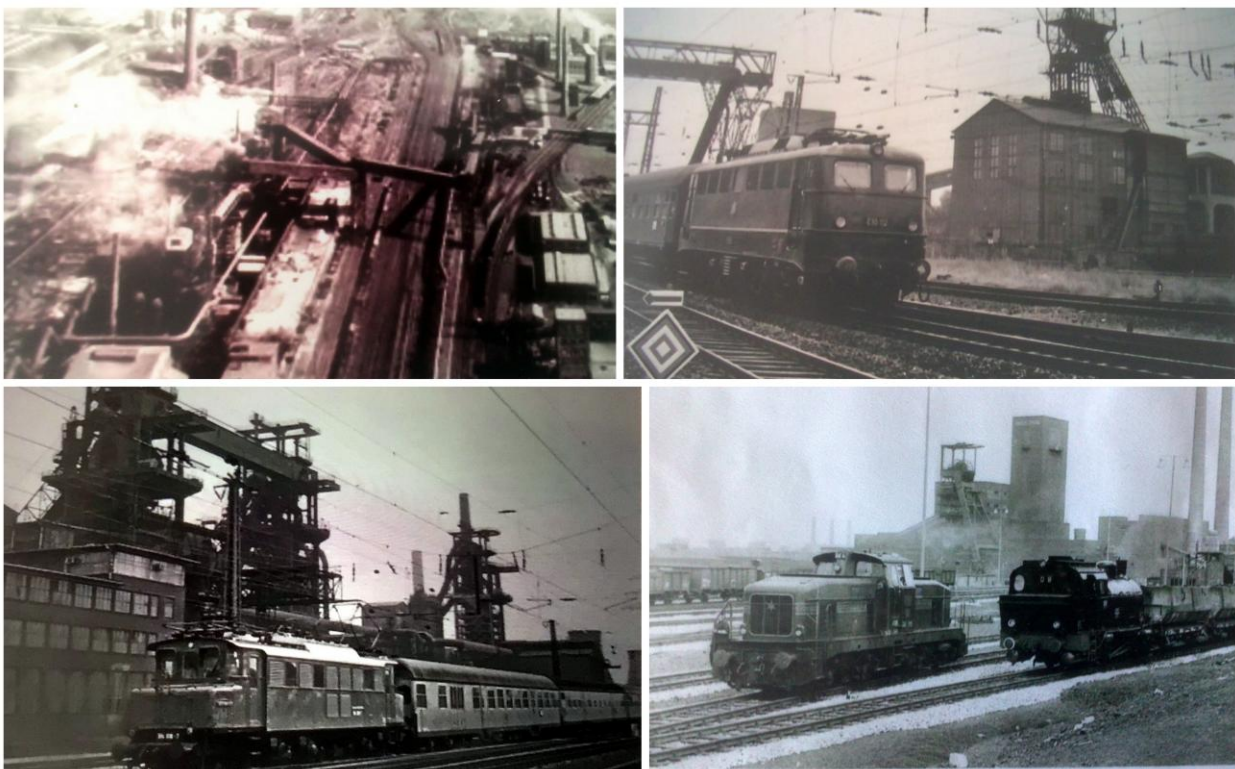


Ich hatte inzwischen alle Dienste in der Werksbahn durchlaufen und abgeschlossen, inklusive Triebfahrzeugführer und Stellwerker eines elektromechanischen Stellwerks, wie es unser Stellwerk auf dem Betriebsgelände der Kokerei Alma, in der Luthenburg in Ückendorf vorhielt – entwicklungsmäßig war dies die vorletzte Stufe vor der Gleisbild-Technik. Ich erinnere mich noch stark an mein Gefühl damals oben auf dem Stellwerk, ich war stolz auf mich, hatte die Kurve gekriegt und war nicht kriminell geworden. Und dies nach dieser Kindheit in Bayern, die keine Kindheit war, zumindest nach den Normen und Werten der bürgerlichen Gesellschaft. War ich nun wer, erwachsen geworden, fragte ich mich, gehörte ich nun dazu, zu dieser sog. Mitte? Die in GE sehr dünn war. Es dominierte mehrheitlich die

Arbeiterschaft und ich gehörte dazu. Sie hat GE groß und reich gemacht. Die Stadt hatte großes Steueraufkommen und investierte in den Wohnungsbau, Infrastruktur und Kultur. Das hypermoderne Musiktheater ist noch heute ein Beweis aus dieser Zeit! Als GE noch wohlhabend war und beträchtliche Summen über den Bundesfinanzausgleich auch an Bayern und Baden-Württemberg abführte.

Was ich aber damals schon spürte, war, dass sich gerade eine Veränderung ankündigte. Man konnte es jeden Tag in der WAZ lesen, im Fernsehen und in unserer Kaue beim Duschen hören. Mit den Zechen-Schließungen lösten sich unsere Träume von dauernder Sicherheit und ehrlicher Arbeit in Rauch auf. Und als die Schornsteine und Batterien der Kokerei Alma 1963 aufhörten zu qualmen waren wir vorgewarnt. Ich stand oftmals am offenen Fenster des Stellwerks, schaute den ersten Abbruch-Arbeiten an den Hochöfen des Schalker Vereins, alias ThyssenKrupp zu. Uns allen drohte die Arbeitslosigkeit. Ich musste mich der ungewissen Zukunft stellen, das war ich meiner Inge und unserem kleinen Frankie-Boy schuldig. Nur wie – das wusste ich noch nicht.

Günter Bialkowski



Beitrag 4: Wechsel / Aufbruch

Eine Fortsetzung der Jugenderinnerungen von Günter Bialkowski diesmal mit einer Schlüsselentscheidung für einen neuen Beruf zur Zeit der Bergwerkskrise. Es geht aufwärts:

Wir schreiben das Jahr 1967 – ich war inzwischen 30 Jahre jung und hatte mit meiner Inge einen Weg gefunden, wie wir uns der ungewissen Zukunft stellen wollten. Die Neuhüller Str. in Hüllen war nun unsere Adresse und der Kontakt zur evangelischen Luther-Kirchengemeinde und zu Pastor Born war perfekt. Wir gingen häufig zum sonntäglichen Gottesdienst, denn nach meiner Konversion zur evangelischen Kirche, die ich noch in Ückendorf mit Pastor Reitze vollzogen hatte, war dies nun mein näheres Umfeld, wo ich mich als evang. Mitglied einleben konnte. Es war an einem Sonntag nach dem Kirchgang als mich Hr. Born ansprach. Auch ihm war durch Presse und Rundfunk die prekäre Lage der Bergleute nicht verborgen geblieben. Und so machte er mich auf das Katechetische Seminar in Bochum aufmerksam. Dieses Seminar war aus der Evang. Fachhochschule für Sozialarbeit hervorgegangen. Es bildete in sechs Semestern Interessierte zu Religionslehren und Gemeindedienst aus. Und er fragte mich „...wäre das nicht was für Sie Hr. Bialkowski?“ Von diesem Tag an war das in unserer kleinen Familie Thema. Ich rang mit mir, denn meine schlechten schulischen Leistungen, infolge Kriegs und Nachkriegszeit, waren nun in der beginnenden Wettbewerbsgesellschaft von Angebot und Nachfrage ganz allein mein persönliches Problem!

Das machte sich die CDU-geführte Bundesregierung zu einfach, es brodelte in mir, ich fand das ungerecht. Viele schauten hier im Ruhrgebiet mit Sorge auf die Vertriebenenverbände, die von der Bonner Regierung weit besser behandelt wurden. Sie bekamen für ihre materiellen und immateriellen Kriegsverluste alles genehmigt. Millionen DM Steuergelder flossen. Und wir, die verlorenen Kinder des NS-Regimes mussten in die Röhre gucken. Als ich mich politisch umsah und das tat ich immer häufiger, konnte ich noch andere Ungerechtigkeiten finden. Viele Nazis durften einfach weiter machen, wie bisher. Die wahren Opfer, es gab neben den überlebenden Juden noch viele andere. Sie alle wollten Gerechtigkeit, Anerkennung ihrer Rechtsansprüche. Sie wurden von Behörden und Rechtsprechung viel zu häufig abgewiesen. Die neuen Spitzen der Gesellschaft schickten sich gerade an ihre Karrieren aufzubauen, darunter auch viele Ärzte und Mediziner, nicht wenige von ihnen kamen mit Notabitur und verkürztem

Studium in ihre lukrativen Positionen. Auch hier fand man großzügige Lösungen. Nur meine / unsere schlechten Startchancen wollte niemand sehen, geschweige, entschädigen.

Und so nahm ich Kontakt mit Pastor Blätgen, dem Direktor des Seminars in Bochum auf. Die Zustimmung meiner Inge hatte ich, mein Mut ist dadurch merklich gewachsen. Einmal angestoßen nahmen die Dinge ihren Lauf und mein / unser Schicksal nahm eine Wende. Ich kündigte auf eigenen Wunsch bei der Werksbahn Alma, wollte nicht länger warten bis man uns alle kündigte, holte die Mittlere Reife nach und begann meinen Studiengang. So fuhr ich drei lange Jahre jeden Tag mit der Bogestra Linie 2 nach Bochum. Nebenbei lernte ich interessante Menschen kennen. 1970 war ich fertig und bekam vom Seminar und von Mund zu Mund Stellenangebote. Meine Wahl fiel auf Sennestadt bei Bielefeld, die Gemeinde war damals noch selbständig. Als Jugendsekretär der Kirchengemeinde konnte ich hier meine ersten Erfahrungen und Erfolge machen. Von da an ging es Schlag auf Schlag, mit meiner Ausbildung war ich plötzlich für mehrere soziale Arbeitsfelder interessant. Unsere kleine Welt zuhause wurde bunter, unsere Wohnungen schöner! Und so wurde alsbald Osnabrück, danach Werdohl im Sauerland unser Ziel. Mit jedem Stellenwechsel stieg auch das Familieneinkommen, darüber freute sich wiederum meine Inge sehr. Sie hatte inzwischen entbunden, von nun an waren wir zu viert, der kleine Lars Peter war im Moment die Nummer eins.

In Osnabrück wie auch in Werdohl nahm ich meinen Dienst als Stadtjugendpfleger mit Freude auf. Endlich konnte ich gemäß meinen Vorstellungen arbeiten. Und ich hatte Vorstellungen. Mein eigener Werdegang verpflichtete mich vor allem für die ärmeren Jugendlichen, denen, die nicht so sehr im Licht standen, ein Programm anzubieten. Und ich glaube auch einige Akzente setzen zu können. Da die Städte damals noch Geld hatten, konnten wir neben dem freien Tourismus auch von der Stadtjugendpflege ein gewisses Fahrtenangebot offerieren. Und ich erinnere mich, die Fahrten waren immer schnell vergriffen. Ich organisierte Berlinfahrten, damals noch eine geteilte Stadt, Vakanzi-Fahrten nach Holland, Amsterdam, Ijsselmeer bis nach Terschelling und in die andere Richtung nach Rumänien, Costiness ans Schwarze Meer. So habe ich Verantwortung tragen gelernt, aber auch selber viel gesehen und erlebt. Costiness war damals ein internationaler Jugendtreff. Hauptanliegen: Kontaktpflege zwischen der deutschen Jugend aus der DDR und unserer westdeutschen Jugend in Zeiten des Kalten Krieges.

Diese Fahrten wurden auch vom Bundesland NRW mitfinanziert. Rückblickend denke ich gerne an diese Zeit, irgendwie wurde man zum „Manager“ auf Stadtebene. Aber mein Interesse reichte weiter, mein biologisches Alter gab mir Zeichen. Ich erkannte, dass mir die Nähe zu Jugendlichen langsam verloren ging. Und so liebäugelte ich schon länger mit einem Job in der Altenarbeit. Zunächst etwas diffus, doch dann wurde es konkret. Ich nahm mit Baden-Württemberg Kontakt auf und alsbald ergab sich eine weiterreichende Perspektive für mich und meine Familie. Und wie es hier weiterging beantworte ich das nächste Mal.

Günter Bialkowski



Beitrag 5: Altenarbeit und Fazit

Unsere Übersiedlung von Fellbach bei Stuttgart nach Reutlingen (RT), lag nun schon einige Zeit zurück. Es muss Ende Sept. 1976 gewesen sein. Die Kinder, meine ganze Familie versuchte mit der Umstellung zurecht zu kommen. Das Abenteuer in Fellbach beim Wohlfahrtswerk von Baden-Württemberg, einem freien Träger, anzuheuern, war für mich denn doch eine Nummer zu groß. Das Heim am Kappelberg war dreigliedrig, umfasste ca. 190 Bewohner. Allein der Wohnturm beherbergte ca. 103 Altenheimplätze, dazu kam die stationäre Pflege mit 77 Betten, 22 Selbstversorger in Wohn-Appartements und 68 Mitarbeiter. Mein Arbeitstag reichte von morgens 9.00 h bis abends 20.30 h. Das war für mich nicht zu schaffen. Die Familie, die Kinder kamen einfach zu kurz. Und so ging ich auf einen Vertrag mit der Stadt Reutlingen ein. Dass wir hier ca. 20 Jahre verbringen würden, wusste ich damals noch nicht. Aber in der Rückschau waren die Zeit in Fellbach und hier in RT eine der schönsten und, was mich betrifft, eine der produktivsten Phasen meines Lebens. Wir kauften uns ein altes Fachwerkhaus auf der Schwäbischen Alb, ich renovierte und erneuerte es über Jahre. Ging meinem Beruf als Heimleiter nach und meine Frau arbeitete als Wirtschaftlerin. Insgesamt halfen uns einige Vollschrift-Mitarbeiterrinnen und ein männlicher Azubi. Nebenbei gab ich ca. 9 Jahre bei der VHS Kurse für „Keramisches Gestalten“, weil ich hier ein bis dahin unentdecktes schöpferisches Talent bei mir entdeckt hatte.

Etwas später feierten meine Inge und ich oben auf der Alb unsere Silberhochzeit in unserem fast schon fertigen Eigentum. Meine Inge sang im Chor und dieser Chor brachte die richtige Stimmung mit und sang uns das Silber-Ständchen. Es ist ein unvergesslicher Tag geworden. Der jüngste unserer Söhne, Lars, machte hier auf dem Hermann-Hesse-Gymnasium sein Abitur und besuchte sodann die Eberhard-Karls-Universität in Tübingen, er schloss mit dem Diplom-Kaufmann ab. Frank studierte in Ludwigshafen den Studiengang Betriebswirtschaft, ebenfalls mit einem Diplomabschluss. Auf diesen Mehrwert, den uns unsere Söhne ins Haus brachten, waren wir besonders stolz.

Der Dienst mit und am alten Menschen machte uns viel Freude, war aber auch anstrengend. Weil ich als Heimleiter mit der Familie ein schmuckes Fachwerkhaus auf dem Heimgelände bewohnte, war er aber auch an eine ständige Rufbereitschaft gekoppelt. Das förderte mit der Zeit die Unzufriedenheit, denn ich musste häufig nachts Sterbebegleitung leisten.

Damit war die Verantwortung auch fachlich für die Stadt als Träger geregelt. Heute würde eine solche Regelung kein Heimleiter mehr akzeptieren. Aber damals war vieles anders als heute.

Was ich ansonsten durch den General Anzeiger und einen reichhaltigen Kulturbetrieb mitbekam: RT hat eine lange Reichsgeschichte, hatte zwei berühmte Söhne, einmal Gustav Werner mit seinem Stiftungswerk und den Holzschnitzer, Kunstdrucker und bildenden Künstler HAB Grieshaber. RT war um die Jhd-Wende eine Industriestadt und hatte noch zu meiner Zeit eine große Arbeiterschaft, davon viele Frauen, einige lebten auch in „unserem“ Altenheim „Unter den Linden“. Interessant war auch die Sprache, reines Schwäbisch. Für uns Gelsenkirchener anfangs schwer zu verstehen, aber merkwürdig – selbst unsere Kinder konnten nie schwäbeln. Alles in allem war RT eine tüchtige Unternehmer-Stadt. Wirtschaft, Stadtverwaltung und Parteien, noch ohne rechte Gruppierungen taten aber auch viel für soziale Projekte und sorgten für ein breites Freizeitangebot. In RT florierte der Tourismus, die Stadt war ein Werbeträger, sah sich als Tor zur Schwäbischen Alb. Zu unserem Haus auf ca. 750 Meter Höhe brauchten wir 25 Autominuten.





Das Altenheim
„Unter den Linden“
von vorne.

Es ist ein denkmalge-
schütztes Gebäude,
die Anfänge reichen bis
ins Jahr 1774.

Innenhof u. Heimleiter-
wohnung



Gerne gehe ich hier nochmals auf die Anfangsfrage diese Interviews ein. Ralf fragte nach meinen Erfahrungen, Motiven und warum ich mich gegen rechtes Gedankengut engagiere, so in etwa?

Nun – ich denke, einiges ergibt sich aus diesem Interview selbst. Mein Grund-Vertrauen, das jedes Kind mitbringt, wurde damals gründlich zerstört. Habe Erfahrungen machen müssen, die nur ein Krieg hervorbringen kann. Von einem gewissen Punkt an, verselbständigt sich der Krieg und die Menschen verändern sich, werden egoistisch, gewaltbereiter, kurz, das Menschliche geht verloren. Wenn es keine Behörden, keine ehrliche Polizei mehr gibt, wenn neben der Moral auch die Sicherheit kippt, dann herrscht Chaos. Diese Chaos habe ich vor und nach 1945 sehr stark beobachtet und auch physisch erleiden müssen. Die Zeit hat mich skeptisch und kritisch gegen alles, was von rechts kommt, gemacht. Etwas später kamen die Gräuel an Juden, Sinti und Roma und viele andere ans Licht. Dies war für mich der letzte Auslöser. Deutschland hat eine geschichtliche Lektion erteilt bekommen. Es hat gedauert, bis viele dies endlich verstanden haben. Doch heute drehen schon wieder rechte Gruppen und eine Rechtspartei in D. am Rad der Geschichte. Ja selbst in Europa erwacht der Populismus, und rechtes Gedankengut fasziniert wieder viele Jugendliche. Ich sehe mich deshalb als Zeitzeuge in der Pflicht mit allen Möglichkeiten, die ein einzelner Mensch hat, für unsere freiheitliche Demokratie einzutreten. Und meine Möglichkeit ist bei schwindender Mobilität das Schreiben. Im Hamelner Bote trifft man auf ähnlich gesinnte Menschen, sorgen wir gemeinsam für den Erhalt unseres Gemeinwesens und unsere Freiheit.

Günter Bialkowski

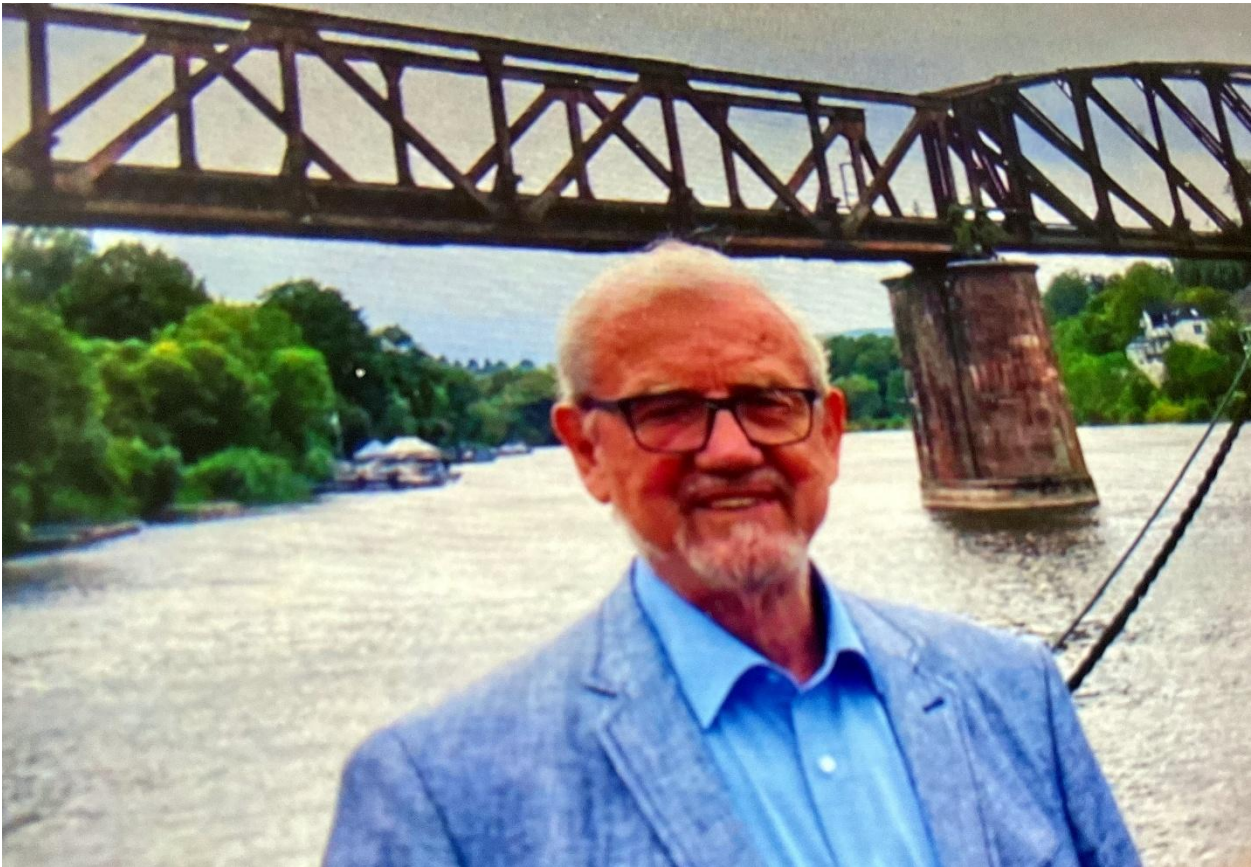


Hameln
Hochzeitshaus
Mitarbeit bei einer
Ausstellung



zum Gedenken
an die Nazi Herrschaft
Thema: Ernte Dankveranstaltungen
in Hameln u. auf dem
Bückeberg

Schlusswort des Autors



Dieses Foto kann auch für unser Werden und Vergehen stehen. Die Brücke steht für das Vergängliche, der Mensch, ein alter Mann für das Leben - etwas betagt, aber immer noch kreativ. Unsere Reise durch das Leben, fließt wie das Wasser dahin, passiert so manche Orte, Regionen und Milieus. Wir verweilen eine Weile, dann fließt es weiter. Und wie hier die Weser bei Hameln schließlich ins offene Meer mündet, sind auch wir auf dem Weg in den ewigen Kreislauf. Dabei ist es unsere Aufgabe und Verpflichtung authentisch zu sein und respektvoll mit der Natur und allen Lebewesen umzugehen.

In dieser Broschüre habe ich meinen Lebensverlauf rückblickend dargestellt und Ralf Hermes hat ihn im „Hamelner Bote“ veröffentlicht. Dabei habe ich besonders an unsere heutigen jungen Menschen gedacht. Niemand weiß am Anfang wohin die Reise geht. Aber von einem gewissen Zeitpunkt an werden wir erwachsen, sind wir wer und verantwortlich für unser Tun. Ich erinnere hier gerne an Rene Descartes „Ich denke, also bin ich“ oder seinen methodischen Zweifel als Lebensphilosophie. Letztlich können wir nach

Johann Wolfgang von Goethe uns immer nur um ein vollkommenes Leben bemühen. Da kommt einiges zusammen und manchmal gibt es auch

Brüche. Wie heißt es in Faust II so schön: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“. In der Bibel finden wir Texte und Inhalte für andere Lebensentwürfe. Und außerdem sind wir frei, leben in Frieden und einer Demokratie - alles tolle Werte und Entfaltungsmöglichkeiten für unsere Jugend. Weil das aber nicht überall selbstverständlich ist, viele Menschen in der Welt unter Krieg, Hunger und Not leiden, dürfen wir in diesen unruhigen Zeiten auch mal dankbar sein und vielleicht auch etwas demütiger werden.

Und so widme ich meine Gedanken meinen vier Enkelkindern Paula, Cedric, Thore und Christopher - wie auch allen Jugendlichen, die schon in Ausbildung und Studium stehen. Ich wünsche ihnen Mut und Kraft sich für diese Demokratie und gegen alle Populisten und „Rechtsabbieger“ zu entscheiden. Demokratie bedeutet Vielfalt, Bildungschancen für alle und durch Digitalisierung und KI auch Jobs, mit anderen Worten Zukunft.

Allen Leserinnen und Lesern wünsche ich eine gute Zukunft und beste Gesundheit.

Günter Bialkowski

© Günter Bialkowski 2025
Fotos vom Autor

Gestaltung: Ralf Hermes
Hamel, 01. Dezember 2025 · www.hamelnerbote.de